christliche Eingebundenheit Bethels nicht besonders herausgestellt; das christliche Liebesgebot gegenüber den Armen, Kranken und Schwachen ist sozusagen immer selbstverständlich präsent und bedarf keiner Betonung. So wird zwar das gemeinsame Gebet, etwa vor dem Essen, gezeigt, aber kein Gottesdienst; der „Heilige Berg“ Bethels mit der Zionskirche taucht überhaupt nicht auf. Von einer „aufdringlichen spezifisch religiösen Atmosphäre des ganzen Filmwerks“, von der ein Kritiker sprach, kann eigentlich keine Rede sein.

Natürlich sieht man Bethel, wie Bethel sich zeigen wollte, und nicht ohne Grund wurde der Film im Frühling zur Zeit der Baumblüte gedreht. Die ganze Schwere des Dienstes an den Kranken wird nur ansatzweise deutlich, und die Kamera nimmt auch nur vereinzelt in Großaufnahmen die z. T. entstellten Gesichter und Körper der Kranken ins Bild, bevorzugt sonst eher Gruppenbilder. Aber sie zeigt doch auch das Elend der Kranken, und der Betrachter von heute denkt an die schon 1931 latente Bedrohung dieser Menschen, denen Bethel das Lebensrecht jedes Geschöpfes Gottes zusprach, durch die Euthanasie-Propaganda der Nationalsozialisten. Damit aber warb Bethel auch für seine Arbeit und sammelte Geld an den Vorführabenden mit diesem Film (es gab auch noch andere). Bethel stellte sich vor, wie es gesehen werden wollte, aber es tat es nicht aufdringlich. Wer diesen Film mit der aggressiven und selbstüberheblichen Werbung von heute vergleicht, fühlt sich wohlthuend berührt: Man muss nicht laut, nicht gefühlsselig und nicht religiös-pathetisch werden, wenn man so überzeugend für sich werben kann. Der Film war ein Erfolg, wie auch generell die Betheler Filmarbeit, welche die diakonische Arbeit in den Kirchengemeinden verankerte und – wie Bertolt Haase schreibt – „Menschen ... in ganz Deutschland und darüber hinaus über Jahrzehnte an die von Bodelschwingschen Anstalten Bethel gebunden“ hat.

Den Herausgebern gebührt der Dank für die Wiederentdeckung und Präsentation dieses filmischen Dokuments in so ansprechender und lehrreicher Form.

Bernd Hey

Erika Kreutler, Die ersten Theologinnen in Westfalen. 1919–1974 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Bd. 32), Luther Verlag, Bielefeld 2007, 264 S., brosch.

„Keiner wollte uns damals haben. Die Pfarrer waren aus theologischen und vielen anderen Gründen gegen uns. Die Pfarrfrauen sahen in uns die natürlichen Gegner ihrer Männer, da wir in ihr Revier eindringen und ihr Ansehen schmälerten. Die Gemeindegewerkschaften lehnten uns ab, weil wir ihnen ihre Arbeitsstellen wegnahmen, und die Diakonissen hielten uns für hochmütig, weil wir nicht den Dienst einer Diakonin tun, sondern herrschen wollten“ (149). So beschreibt eine der älteren Vikarinnen die Vorbehalte und Projektionen, die den ersten Theologinnen entgegneten, obwohl die jehliches

Streben nach rechtlicher Gleichstellung von sich wiesen: „Unser Wunsch als Theologinnen innerhalb der Gemeinde tätig zu sein, entspringt nicht frauenrechtlichen Bestrebungen. Insofern sind wir nicht Kampforganisation, die die männliche Pfarrertätigkeit, also die volle Gemeindeleitung, nun auch für Frauen beansprucht. Vielmehr möchten wir dort angreifen, wo Frauenarbeit besonders notwendig erscheint“ (21).

Erika Kreutler studierte ab 1949 Evangelische Theologie und war zwischen 1964 und 1987 Pastorin bzw. Pfarrerin in der Ev. Kirche von Westfalen. Zusammen mit Sabine Hausner war sie von 1975 bis 1982 Vorsitzende des Westfälischen Theologinnenkonventes. Für die vorliegende Monografie wertete sie Akten, Schriftwechsel, Rundbriefe des Konventes seit seinen Anfängen 1934 sowie private Nachlässe, persönliche Gespräche und Interviews aus. So bekommt ihre Geschichte der ersten Theologinnen in Westfalen sehr persönliche Züge; die Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland, die zwischen Kaiserzeit und Nationalsozialismus maßgeblich vom Göttinger Frauenforschungsprojekt vor allem thematisch erforscht wurde, wird aus westfälischer Perspektive ergänzt.

Erika Kreutler konzentriert sich dabei im ersten Teil auf die Berufsbiografie Maria Wellers, der ersten Vikarin in der Ev. Kirche von Westfalen. Maria Weller hatte Zeit ihres Lebens den Wunsch, ein volles Gemeindepfarramt zu übernehmen, doch blieb ihr dieses bis zu ihrer Pensionierung 1955 verwehrt. An ihrer Biografie zeigt Erika Kreutler exemplarisch die Schwierigkeiten auf, denen Frauen auf dem Weg ins geistliche Amt begegneten, und begleitet dies mit kurzen Einblicken in die jeweilige theologische, gesellschaftliche und kirchenpolitische Diskussionslage zum Frauenbild.

Maria Weller (geb. 1893) legte, da das Kirchliche Examen für Frauen noch nicht vorgesehen war, an der Ev.-Theologischen Fakultät in Münster 1925 ihr Fakultätsexamen ab. Eine Vikariatsstelle wollte ihr die Westfälische Kirche nicht bieten, doch kam sie durch Vermittlung der „Evangelischen Pastoralen Hilfsgesellschaft in der Rheinprovinz“ nach Elberfeld ins Vikariat. Da sie bereits vor ihrem Theologiestudium als Lehrerin tätig gewesen war, bat sie das Konsistorium in Münster, die Leitung der Bibelschule in Witten zu übernehmen. Als 1927 das erste Vikarinnengesetz der Ev. Kirche der Altpreußischen Union einige Regelungen für den Vikarinnenberuf traf, beantragte Maria Weller ihre Zulassung zum 2. Examen, das sie 1929 ablegte. Das erste Vikarinnengesetz versuchte die Frage zu beantworten, welche Rolle voll ausgebildete Theologinnen in der Kirche spielen sollten angesichts der traditionellen Hierarchie zwischen Mann und Frau, die biblisch begründet wurde. So wurde das Vikarinnenamt dem geistlichen Amt, das nur Männern vorbehalten war, deutlich untergeordnet, die Tätigkeit der Vikarin auf die Arbeit mit Frauen, Mädchen und Kindern beschränkt. Gemeindeleitung, Sakramentsverwaltung, öffentliche Verkündigung und Amtshandlungen waren den Theologinnen verwehrt. Zudem wurde die Frage der Vergütung nur schleppend geklärt, was für Maria Weller immer wieder zu finanziellen Problemen führte. Schließlich bekamen die Vikarinnen 70% des Gehaltes

eines Pfarrers, und zwar vorwiegend als Angestellte in Kirchengemeinden und Verbänden, oftmals mit ungeklärtem und viel zu umfangreichem Dienstauftrag.

Maria Weller gründete 1934 die westfälische Landesgruppe des Verbandes Evangelischer Theologinnen Deutschlands und war bis 1947 deren Leiterin. In dieser Zeit setzte sie sich unermüdlich für eine Verbesserung der Situation ihrer Kolleginnen ein. 1930 gehörten dem Landesverband 7 Theologinnen an, Ende der 30er Jahre 15, nach Kriegsende 31. Auch durch Maria Wellers Einfluss unterstellte sich der westfälische Landesverband – anders als der Gesamtverband – geschlossen dem westfälischen Bruderrat.

Die von Erika Kreutler zitierten Quellen spiegeln deutlich die Einsamkeit der Theologinnen. Da sie aus kollegialen Zusammenhängen ausgeschlossen waren, boten nur die seltenen Verbandstagungen Gelegenheit zum Austausch und zur Überwindung des „Sonntagsnachmittagsheimwehs“. Eine immer wiederkehrende Idee war die Gründung einer Schwesternschaft für Theologinnen, doch blieb es bei der gegenseitigen Fürbitte samstags um 21.00 Uhr und ermutigenden Rundbriefen.

Da die Theologinnen während des Krieges in vielen Gemeinden die Aufgaben der eingezogenen Pfarrer übernommen hatten und auf diese Weise in zahlreichen Gemeinden die Vorbehalte ihnen gegenüber abgebaut waren, hofften die Vikarinnen auf ein neues Vikarinnengesetz, das ihnen Sakramentsverwaltung, Predigtendienst und Gemeindeleitung zugestehen würde. Doch die Theologinnen mussten „ihre Gemeinden“ wieder an die zurückkehrenden Kollegen abgeben.

Milly Haake folgte 1947 Maria Weller in der Leitung des Konventes. Ihre Kurzbiografie leitet den zweiten, kürzeren Teil der Monografie ein. Milly Haake wurde 1900 geboren, studierte zunächst Pharmazie, später Ev. Theologie und machte 1934 ihr 2. Examen. Nach dem Vikariat in Gelsenkirchen und bei der Frauenhilfe in Soest blieb sie dort bis zu ihrer Pensionierung 1964. Nach dem Krieg versuchte Milly Haake als Vertrauensvikarin und somit Ansprechperson für die Kirchenleitung, die Anstellungsverhältnisse der Vikarinnen zu verbessern. So fasste sie im September 1948 die Anliegen der Vikarinnen in einem Brief an die Kirchenleitung zusammen: Alle Theologinnen sollten nach dem 1. Examen in ein Lehrvikariat eingewiesen werden, nach dem 2. Examen übernommen, ordiniert und eingeführt werden. Sie sollten eine lebenslange Anstellung bekommen, in Krankheitszeiten versorgt sein und in die Pfarrpensionskasse aufgenommen werden. Diese Anliegen zeigten die unsichere und finanziell oft prekäre Lage der Theologinnen. Das Vikarinnengesetz von 1949 verbesserte ihre Situation, schrieb jedoch zahlreiche Benachteiligungen weiterhin fest: Es blieb bei der Arbeit vornehmlich mit Frauen, Mädchen und Kindern; jedoch wurde in diesem Rahmen die Sakramentsverwaltung erlaubt. In Gremien hatten die Vikarinnen beratende Stimme. Erst das Pastorinnengesetz von 1964 ermöglichte die Übernahme einer Gemeindestelle dort, wo bereits ein weiterer Pfarrer tätig war, und unter der Voraussetzung, dass die Pastorin ledig war und blieb. Die volle

Gleichberechtigung wurde den Theologinnen erst 1974 zugestanden. „Endlich war der Zustand erreicht, von dem Maria Weller und die Theologinnen mehr als 50 Jahre geträumt hatten und für den alle Vikarinnen in großer Zielstrebigkeit und Gewissenhaftigkeit, aber auch mit Geduld, oft auch in großer Selbstaufgabe und Einsamkeit gearbeitet haben.“ (S. 235). Angesichts der zählebigen, eher mentalitätsgeschuldeten als theologisch begründeten Widerstände, die den Theologinnen entgegengesetzt wurden, verwundert es wenig, dass die faktische Umsetzung der vollen Gleichberechtigung auch fast 35 Jahre später nicht vollständig gelungen ist, befindet sich doch die Mehrheit der Theologinnen der Ev. Kirche von Westfalen in eingeschränkten Diensten und im Entsendungsdienst – beides oftmals unfreiwillig – mit gegenüber dem Wahlpfarramt reduzierten Bezügen.

Britta Jüngst

Hartmut Hegeler/Stefan Wiltschko, Anton Praetorius und das 1. Große Fass von Heidelberg, Schriften des Kämpfers gegen Folter und Hexenverfolgung mit lateinischen Originaltexten und deutscher Übersetzung, 2. verb. Auflage, Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2007, 126 S., 8 SW-Abb. und 1 Karte

Das hier zu besprechende Buch ist eigentlich ein verselbstständigter Anhang zu dem im Jahre 2002 von Hartmut Hegeler herausgegebenen Band „Anton Praetorius. Kämpfer gegen Hexenprozesse und Folter“ (Eigenverlag). Es enthält einige Miszellen, deren Inhalt und Umfang den Rahmen der Praetorius-Biographie gesprengt hätten. Das gilt insbesondere für eine den größten Teil des Buches einnehmende Kuriosität, ein im Jahre 1595 von Praetorius verfasstes und in Heidelberg veröffentlichtes lateinisches Lobgedicht auf das 1. Große Weinfass im Heidelberger Schloss, das in den Jahren 1589 bis 1591/92 von dem Landauer Küfermeister Michael Werner erbaut worden war und mit einem Fassungsvermögen von rund 130.000 Litern das größte und schönste Weinfass der damaligen Zeit war. Praetorius hatte dieses Riesenfass im Jahre 1594 im Rahmen einer Reise nach Heidelberg besichtigen dürfen und war davon so beeindruckt, dass er ein lateinisches Lobgedicht in 141 Distichen verfasste. Ob dieses Werk jemals vollständig im Druck erschienen ist, steht nicht sicher fest; das einzig erhaltene Exemplar in der Berliner Staatsbibliothek ist nämlich nur zum Teil gedruckt, im übrigen handschriftlich. Mit Kirchengeschichte und Theologie hat das Heidelberger Riesenfass, das später noch größere Nachfolger erhielt, mehr zu tun als auf den ersten Blick ersichtlich. Seine Errichtung fiel in die Zeit der konfessionellen Wirren in der Kurpfalz unter Pfalzgraf Johann Casimir (Thronverweser von 1583–1591) und Kurfürst Friedrich IV. (bis 1610), die die Rückkehr des Landes zum Calvinismus bewirkten. Das Riesenfass war keineswegs nur eine touristische Sehenswürdigkeit, sondern es symbolisierte die Überlegenheit des reformierten Glaubens und bekräftigte den Anspruch Heidelbergs als Zentrum des damaligen Protestantismus. Es war daher nur konsequent, dass Praetorius